

auf künstlerischem Gebiet den einheitlichen Formwillen eines Volkes am ehesten durch einen Begriff, der diesem Bereich selber angehört. So kann man die Eigenart einer bestimmten Kunstgattung, etwa der Baukunst, der Plastik oder der Malerei, der besonderen Kunstform eines Volkes gleichsetzen. In diesem Sinne nennen wir die Kunst der Ägypter tektonisch und die der Griechen plastisch. Vielleicht muß man das künstlerische Wollen der Deutschen seinem Grundcharakter gemäß musikalisch nennen, wenn man nicht den gewöhnlich dafür angesetzten Begriff des Malerischen vorzieht. Derartige Zuschreibungen sind nicht nur deshalb sinnvoll und berechtigt, weil sie unserem ordnenden Erkennen dienen, sondern weil sie in der wesenhaften Bezogenheit aller Künste auf den Menschen sachlich grundgelegt sind.

Wenn man die französische Kunst in ihrer Grundhaltung so festlegen und umschreiben will, dann scheint uns nur ein Begriff dieser Wirklichkeit zu entsprechen: das Wort. Daß der Franzose in besonderer Weise Meister des Wortes war und ist, darf wohl als anerkannte Tatsache gelten. Aber es scheint uns mehr zu sein. Im Wort an sich ist die wesentliche Einheit des objektiv-rationalen Begriffes mit dem subjektiv-irrationalen Klang gegeben, wobei das Rational-Begriffliche überwiegt. Das sind aber gerade die Eigentümlichkeiten, durch die das französische Kunstwollen charakterisiert wird: eine Spannung von Rationalem und Irrationalem, bei der das erstere vorherrscht. Die Klarheit französischer Kunst hat die vereinfachende Durchsichtigkeit des Begriffes, durch die ihre Sinnlichkeit aus chaotischer Dumpfheit und Schwere emporgeläutert wird zu Grazie und Eleganz. Recht verstanden, dürfte man in dieser Sicht die französische Kathedrale als eine Architektur bezeichnen, die unter dem Vorzeichen des Wortes steht.

Wenn die Zeit selber in sich den im französischen Wesen gegebenen Dualismus trägt, dann übernimmt Frankreich mit seiner Kunst in Europa die Führung. Die Jahrhunderte der gotischen Kathedrale waren eine solche Zeit. Vor allem aber mußte französische Kunst und mit ihr französisches Wesen zu entscheidender Bedeutung aufsteigen, als nach den großen Epochen der Baukunst, der Plastik und der Malerei im Spätbarock die Führung unter den Künsten an die Dichtung überging. War schon immer Frankreichs Dichtkunst von stärkstem Einfluß gewesen, so übernahm nun fast die ganze gebildete Welt seine Kultur und selbst seine Sprache. Ein solch eigenartiges Phänomen dürfte durch die rein äußerlichen politisch-diplomatischen Verhältnisse der Zeit kaum genügend erklärt werden.

Es liegt wohl in der innern Struktur der abendländischen Kultur begründet, daß ihre Völker — trotz aller tiefgreifenden Unterschiede — doch alle dem Einfluß des durch die Zeit zur Führung berufenen Volkes unterstehen. Ein Zeugnis für die innere Einheit Europas und seiner Kultur.

Engelbert Kirschbaum S. J.

RICCIS WELTKARTE¹

Unsere Zeit weiß sich vor Aufgaben gestellt, die kühnen Wagemut fordern, und vielleicht hat sie ge-

¹ Zu der Ausgabe von P. Riccis Weltkarte: Il mappamondo cinese del P. Matteo Ricci S. J., com-

mente deswegen ein feineres Verständnis gefunden für jene führenden Gestalten der europäischen Kultur, die einst den engen Rahmen des abendländischen Lebensraumes durchbrachen und in unerhörter Kühnheit sich neuen Welten zuwandten. Der Mensch des 20. Jahrhunderts findet allerdings nichts Besonderes mehr an den Seefahrten der Portugiesen und Spanier des 15./16. Jahrhunderts; er kennt ja keine wirklich großen Entfernungen, seine technischen Mittel erlauben ihm den ungehemmten Verkehr von Land zu Land, von Meer zu Meer. Ebenso ist es ihm Selbstverständlichkeit geworden, daß die außereuropäischen Völker sich geistig der Gedankenwelt des Abendlandes erschlossen haben, ja sich ihr verpflichtet und verbunden fühlen. Darum kann er kaum mehr die Schwierigkeiten ermessen, die sich vor den Weltfahrern der beginnenden Neuzeit und vor den Glaubensboten der katholischen Kirche erhoben. Und wenn die Seefahrt allein schon, erst recht die kolonialisatorische und handelspolitische Durchdringung der neuentdeckten Länder den Mut ganzer Männer, ja die Abenteuerlust eines waghalsigen Menschenschlages erforderten, so brauchte der Glaubensbote darüber hinaus einen Glauben, eine innere stahlharte Zuversicht in den Segen seines Werkes, ein grenzenloses Vertrauen auf die Hilfe Gottes, eine begeisterte Hingabe an Christus und Kirche, anders hätte er nie wagen und noch weniger leisten können, was die Kirchengeschichte in goldenen Lettern von ihm berichtet.

Es muß damals wie ein Märchen geklungen haben, als man hörte, der Jesuit Franz Xaver habe den Versuch unternommen, ins verschlossene Reich der Mitte einzudringen. Hier konnte der Missionar nicht auf den Schutz eines Landungsheeres rechnen, er stand vielmehr vor den Toren eines Riesenreiches, das sich gegen alles Fremde sperrte, das eine tausendjährige Kultur pflegte und in der hohen Selbstsicherheit eigener Bildung auf den Ausländer herabsah. Franz Xaver starb vor den Toren, ohne eindringen zu können; aber seine Tat wurde für seine Mitbrüder zum Vermächtnis. In den Kollegien Italiens, Spaniens und Portugals, in den Missionshäusern von Goa und Macao saßen junge Ordensmänner, studierten Sprachen, Naturwissenschaft und vieles andere, überlegten und planten, um das Unmögliche doch noch möglich zu machen. Einer der geistvollsten und erfolgreichsten war P. Matthäus Ricci.

Ricci war zu Macerata in der Mark Ancona 1552 geboren, hatte nach seiner Reifeprüfung Rechtswissenschaft studiert und trat als Neunzehnjähriger in die Gesellschaft Jesu ein. Am römischen Kolleg, wo er seine philosophische Ausbildung nahm, fand er in seinem Ordensbruder Christoph Clavius (Klau) einen verständnisvollen Lehrer. Clavius, ein Deutscher aus Bamberg, Mathematiker und Astronom von Weltruf, den man als zweiten Euklid feierte, war der führende Kopf bei der gregorianischen Kalenderreform gewesen. Ricci betrachtete es später als eine besondere Fügung

mentato, tradotto e annotato dal P. Pasquale M. D'Elia S. J., Professore di Sinologia nella Pontificia Università Gregoriana. Con XXX tavole geografiche e 16 illustrazioni fuori testo. Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, 1938. Ausgabe in Groß-Folio (58 × 44 cm). Lire 1800.

der Vorsehung, unter solcher Leitung in das Gesamtgebiet der Gestirnkunde, der höheren Mathematik und Erdkunde eingeführt worden zu sein, und erzählte seinen chinesischen Freunden dankbar von „dem weltberühmten Herrn Ting (= Nagel)“, der ihn das alles gelehrt habe.

Nach dem Tode des heiligen Franz Xaver hatten mehr als sechzig Missionare, Franziskaner und Jesuiten, vergeblich versucht, China zu betreten — Ricci gelang es. Am 10. September 1583 konnte er in Shihing südlich von Kwantung Wohnung nehmen. Sechs Jahre später übersiedelte er weiter ins Land hinein nach Shichow, später nach Nanchang in der Provinz Kiangsi, dann 1599 nach Nanking. Endlich gelang es ihm, 1601 in die Residenz des Kaisers nach Peking berufen zu werden, wo er 1610 sein Leben beschloß.

Von Anfang an hatte er es sich zum Grundsatz gemacht, den Zugang in die gebildeten Schichten des Landes zu gewinnen, und zwar auf dem Weg über die abendländische Wissenschaft. Mit klugem Feingefühl führte er sich bei den Gelehrten, die auf ihre Bildung stolz waren, nicht als Lehrer ein, sondern als gelehrter und gelehriger Bewunderer ihrer tausendjährigen Kultur. Seine Wohnung war eine Kunsthalle mit allen möglichen Sonderbarkeiten ausgestattet: er hatte aus Europa Uhren verschiedenster Bauart mitgebracht, venezianische Prismen, physikalische Instrumente, Geräte der Sternkunde, Gemälde aller Art, darunter auch Nachbildungen der altherwürdigen Madonnen Italiens, vor allem aber Zeichnungen und Wandkarten der Erdkunde. Wenn dann seine Besucher, halb scheu, halb bewundernd, sich die Gegenstände erklären ließen, zeigte er ihnen auch auf der Karte den Weg, den er von Rom über Lissabon, Kap der guten Hoffnung, Goa, Macao und Kanton genommen hatte. Für die Chinesen war das eine Offenbarung, aber eine ziemlich peinliche.

Sie hatten bisher in ihrer Abgeschlossenheit geglaubt, China sei nicht nur das Reich der Mitte, sondern überhaupt so ziemlich die Welt, und nun mußten sie feststellen, wie groß diese Welt außerhalb Chinas war. Von Amerika hatten sie gar nichts gewußt, Afrika kannten sie nur als schmalen Küstenstreifen, Asien war für sie kaum größer als eben China selbst, denn das ihnen nicht unbekannte Indien hatte in ihren Augen nur die Ausdehnung einer kleinen Insel, von den Kulturstaaten Europas jedoch war die spärliche Kunde, die einige Jahrhunderte vorher zu ihnen gedrungen war, längst wieder aus dem geschichtlichen Bewußtsein geschwunden.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck dieser stille Geographieunterricht, der von den Wänden in Riccis Arbeitszimmer zu ihnen sprach, auf die gelehrten und bildungshungrigen Menschen machte. Sie baten ihn schließlich, die Weltkarte ins Chinesische zu übersetzen und drucken zu lassen. Ricci ging gerne auf den Vorschlag ein, vielleicht hatte er ihn erwartet. Als aufmerksamer Menschenbeobachter mußte er aber auch bemerkt haben, daß seine Freunde mit seiner Karte nicht ganz zufrieden waren. Die europäischen Wandbilder pflegten ähnlich wie heute Amerika zur Linken, Asien zur Rechten und Afrika in der Mitte darzustellen. So kamen China und Japan an das äußerste Ende. Das war für die Chinesen, die sich als Reich der Mitte betrachteten, ein unvollziehbarer

Gedanke, daß sie gleichsam am letzten Zipfel der Welt ein kleines Anhängsel sein sollten. Ricci nahm auf ihre Gefühle Rücksicht und stellte in seiner neuen Karte die Blätter um: Europa und Afrika zur Linken, Amerika zur Rechten, Asien mit China in der Mitte. Das war nicht gegen die wissenschaftliche Wahrheit, denn schließlich ist es bei einer Kugel gleichgültig, von welcher Seite man sie betrachtet.

Böswillige Gegner Riccis und seiner Missionsmethode haben darüber hinaus behauptet, er sei den Mandarinen noch weiter entgegengekommen und habe China ganz groß, alles übrige ganz klein gezeichnet. Er selbst schreibt: „Die Chinesen hatten auf ihren eigenen Karten ungefähr den ganzen Raum den 15 Provinzen des Landes vorbehalten, an den Rändern rundum malten sie das Meer und darinnen ein paar armselige Inselchen und schrieben dazu die Namen jener Länder, von denen sie Kunde hatten. Alles zusammen hätte nicht einmal eine einzige chinesische Provinz ergeben.“ Eine solche Wahrheitsverschiebung machte Ricci nicht mit, wie die Kartenausgabe eindeutig gegen alle Legendenbildung beweist. Die Chinesen mußten sich damit abfinden, daß außerhalb ihrer Grenzen erst die große Welt begann.

Sie überlegten aber auch noch weiter — und vielleicht hatte das der Missionar mitbeabsichtigt — und stellten zunächst einmal nicht ohne Genugtuung fest, daß die fremden Länder, aus denen der Gelehrte gekommen war, so fern liegen, daß an eine Eroberung Chinas nicht im Ernst zu denken sei; dieser Mann war also offenbar doch kein Sendling oder Wegbereiter eines Landungsheeres. Weiterhin konnten sie sich, ohne daß Ricci mit aufdringlichen Worten hätte davon sprechen müssen, die Überzeugung verschaffen, daß an den Grenzen Chinas weder die Erde noch die Kultur, erst recht nicht die Wissenschaft aufhört. Ob nicht dieser gelehrte Mann noch mehr Geheimnisse ihnen zu künden hatte?

Ricci erntete mit seiner chinesischen Karte einen ungeahnten Erfolg. In kurzem sprach sich die Sache in der gebildeten Welt und unter den höheren Beamten des Reiches herum, Abzüge der Karte kamen in die Hände des Vizekönigs von Nanking, und das bedeutete für den Jesuiten eines Tages den Zugang nach Peking und in den Kaiserhof. Im ganzen scheint Ricci vier verschiedene Auflagen besorgt zu haben; erhalten ist uns jedoch nur von der 3. Auflage, die er in Peking 1602 herstellte, ein einziges Exemplar, das auf irgend einem Weg in die Bestände der Vatikanbibliothek gekommen ist. Vier andere Stücke, die in London, Peking und Kyoto liegen, sind spätere und schlechtere Nachdrucke oder doch wenigstens, wie die Karte zu Kyoto, leider später verderbt.

Von der Karte der Vatikanischen Bibliothek hat nun Pius XI., der edle Förderer der Wissenschaften, in hochherziger Weise eine würdige und geradezu fürstliche Ausgabe besorgen lassen. Herausgeber ist einer der bekanntesten Chinaforscher unserer Tage, P. Pasquale M. D'Elia S. J., der nach vierjähriger bewundernswerter Kleinarbeit das Werk dem Heiligen Vater gerade noch in den letzten Abendstunden seines Pontifikates darbieten konnte.

Es ist eine Stunde stillen Genusses und ungetrübter Freude, wenn man die Seiten dieses Atlanten durchblättert oder gar vom Herausgeber selbst in die Fein-

heiten und Geheimnisse der Ausgabe eingeführt wird. Er hat sich die Sache wahrhaftig nicht leicht gemacht: galt es doch nicht nur in einer längeren Einleitung und in reichen Anmerkungen den wissenschaftlichen Unterbau zu schaffen, sondern vor allem die in altchinesischer Sprache beschrifteten sechs Karten zu übersetzen und dem Verständnis zu erschließen. Vielfach stellten sich dieser Absicht schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, da bei der Eigenart des Chinesischen Ricci die fremden geographischen Namen nicht Buchstabe für Buchstabe, sondern dem Klang und chinesischen Lautbild nach übertragen mußte. Der gelehrte Herausgeber erfand daher ein geradezu ausgeklügeltes System, das sich der überlegenen Klugheit Riccis würdig an die Seite stellt.

Ricci verfolgte mit seiner Weltkarte auch ein apostolisches Ziel; er begnügte sich also nicht mit bloßen Namen und Ortsangaben, sondern schrieb in den freien Raum auch allerlei Erläuterungen. Es ist ganz köstlich, diese Stellen nachzulesen. Manchmal sind es nur kurze Bemerkungen über den Charakter des Landes, manchmal aber erscheint mitten in einer wissenschaftlichen Darstellung, scheinbar nur nebenbei und harmlos, eine Andeutung der christlichen Religion. So sagt er z. B. bei Europa: „Der europäische Erdteil umfaßt mehr als dreißig Reiche, die eine monarchische Verfassung haben. Aberglauben wird dort nicht geduldet. Vielmehr sind alle nur der heiligen Religion des Himmelsherrn und Höchsten Kaisers ergeben. An der Spitze stehen drei Klassen von Menschen: die Obersten dienen dem Religionswesen, dann kommen die Lenker der zeitlichen Geschäfte und schließlich jene, die sich dem Waffendienst widmen. Der Kontinent liefert die fünf Feldfrüchte, die fünf Metalle und jede Art von Baumfrucht. Wein wird aus Traubensaft gemacht. Alle Arbeiten sind ausgezeichnet. Man studiert viel die Gestirnkunde und die Philosophie. Im gesellschaftlichen Leben hält man viel auf die fünf Beziehungen. Die Erzeugnisse der Erde und Arbeit sind überreich. Die Fürsten und Völker sind mächtig und begütert. Die Seefahrer und Kaufleute gehen in alle Länder der Erde. Das Reich der Mitte, das 80000 Li von Europa entfernt liegt, hatte bisher keine Beziehungen zu diesem Erdteil, hat aber nun in den letzten sieben Jahren damit begonnen.“ Man merkt aus den Worten den eigentümlichen chinesischen Sprachstil, auch die Anpassung an chinesische Weltanschauungsformen heraus und bewundert die feine Zurückhaltung und nicht geringere Eindringlichkeit, mit der von der Kultur Europas gesprochen wird.

Ein anderes Mal sagt Ricci am Ende einer astronomischen Darstellung: „Vor nicht langer Zeit habe ich sagen hören, daß nur der höhere Mensch das große Buch des Himmels und der Erde zu lesen vermöge; daher sei er vollkommen. Wer den Himmel und die Erde kennt, kann beweisen, daß der Lenker von Himmel und Erde ganz gut, ganz groß und nur einer ist. Unwissende Menschen lehnen den Himmel ab, eine Wissenschaft, die nicht bis zum Kaiser des Himmels als der höchsten Ursache vordringt, ist über-

haupt keine Wissenschaft. Das Gute besteht darin, daß man die schlechten Keime reinigt und ausmerzt und in Sehnsucht zu jenem zu gelangen sucht, der ganz gut ist. Wer daher die kleinen, unbedeutenden Dinge des Lebens vernachlässigt, kann um so mehr mit den großen sich beschäftigen und die vielen Beengungen beseitigen. So wird er leichter zu dem zurückkehren, der der Eine ist. Ich, Matthäus, gar wenig gelehrt, widme in meiner Unwürdigkeit diese Karte allen jenen, die gemeinsam mit mir vom gleichen Gewölbe des Himmels bedeckt und mit ihren Füßen auf der gleichen Erde stehen.“

Zu Palästina sagt er: „Der Herr des Himmels wurde in diesem Lande Mensch, daher nennt man es Heiliges Land.“ Und bei der Stadt Rom, die er eigens einzeichnet, bemerkt er: „Hier lebt der Papst, ehelos, und beschäftigt sich nur mit den Angelegenheiten der katholischen Religion. Er ist von allen Staaten hoch geehrt, die sich im alten römischen Reich befinden.“ Neben Deutschland hat er die Anmerkung gesetzt: „Alle deutschen Staaten haben einen Kaiser. Seine Würde wird nicht vererbt, sondern der Kaiser wird als der Weiseste von sieben Fürsten gewählt.“ Einzelne Städte gibt Ricci in Deutschland, wie überhaupt gewöhnlich, nicht an, aber er nennt die Länder Bayern, Preußen, Friesland, Flandern, Jütland, Sachsen, Böhmen und Österreich. Nach unsern geographischen Begriffen sind freilich diese Länder etwas durcheinander geraten, bloß unser liebes Bayern liegt richtig — damals schon!

Daß Ricci an der einen oder andern Stelle, den Fabeln seiner Zeit folgend, auch recht merkwürdige Bemerkungen einfügt, kann den Reiz des Lesens nur erhöhen. So schreibt er z. B. in die Nordsee neben England: „In England gibt es keine Schlangen oder ähnliche giftige Kriechtiere; und wenn sie auch von andern Ländern eingeführt würden, verlieren sie sofort ihr Gift.“ In der Ostsee steht: „Das deutsche Meer bringt Ambra und Tropfsteine hervor. Diese liegen in großen Mengen am Meeresufer. Die goldfarbenen sind die wertvollsten (ob er damit den deutschen Bernstein gemeint hat?), dann kommen die blauen und dann die roten.“ In den Gegenden des nördlichen Rußland erzählt er gar von Menschen, die nur einen Fuß hoch sind, auf Ziegen reiten und von Sperbern gefressen werden.

Es sind das nur ein paar Kostproben. Riccis Weltkarte bleibt für alle Zeit eines der merkwürdigsten Denkmale europäischer Wissenschaft und katholischen Eroberergeistes. Sie hat seinem Verfasser die Tore in den kaiserlichen Hof und damit zu den höchsten Schichten der chinesischen Gesellschaft geöffnet. Der Erfolg hat seiner eigenartigen und bis dahin unerhörten Missionsmethode recht gegeben. Daß ein widriges Geschick und ein gut Stück Unverständnis in den eigenen Reihen ihm sein mühsam aufgebautes Apostelwerk zerstörte, gehört zur großen Tragik der neueren Missionsgeschichte und ist ein Los, das Ricci mit allen Großen der Menschheit teilen mußte.

Ivo Zeiger S. J.